

III.

Ausflug in die Wüste von Guiana.

Auf meiner Reise durch einen Theil von Südamerika mußte ich wegen einer Krankheit meines Gefährten längere Zeit in Guiana verweilen. Man hatte mir von einer Ansiedelung in der Wüste erzählt, auf der sich mehrere Hundert Neger unter der Aufsicht einer Schwester vom Orden des heiligen Joseph befinden sollten. Auch hatte ich viel von dem hohen Bildungsgrade erzählen hören, den die Neger unter der Leitung jener trefflichen Frau, welche bei Negern und Indianern nur unter dem Namen der weißen Königin bekannt war, bereits erlangt hätten, und von dem außerordentlichen Eifer, mit dem sie sich bemühte, ihre Neger immer mehr zu civilisiren. Ich beschloß daher, jene merkwürdige Ansiedelung zu besuchen, und damit zugleich den längst gehegten Wunsch, die Urwälder Guianas durch eigene Anschauung kennen zu lernen, zu befriedigen.

Die Wüste von Guiana wird wegen der vielfachen Gefahren, mit denen sie die Reisenden bedroht, nur wenig besucht. Alles wird dort dem Wanderer gefährlich, die Menschen, die Thiere, das Land und der Himmel. Die kleinen Völkerschaften, welche dort wohnen, legen den Reisenden Schlingen, die reißenden Thiere stellen ihnen nach, die Feuchtigkeit des Bodens erzeugt gefährliche Krankheiten,

und der Himmel schickt schreckliche Ungewitter. Ohne sichere Führer aber darf man sich durchaus nicht in die Wüste hineinwagen.

Ich befand mich in Cayenne, der Hauptstadt des französischen Guiana, als ich mich entschloß, die Kolonie der weißen Königin zu besuchen. Am Tage meiner Abreise begab ich mich nach dem Hafen, wo beständig eine Menge Indianer anzutreffen sind, die sich gern als Führer brauchen lassen. Ich kann nicht begreifen, warum man diese Leute Wilde nennt, da sie ganz verständige Menschen sind und nicht schlechter französisch reden, als die Bauern mancher Departements in Frankreich. Bevor ich unter den anwesenden Indianern einen Führer auswählte, musterte ich sie sämmtlich der Reihe nach. Alle diese rothen, bartlosen Gesichter mit ihren durchbohrenden Augen und ihrer kleinen, affenartigen Stirn flößten mir wenig Vertrauen ein. Mit einem solchen Führer sollte ich die dunklen, endlosen Wälder durchziehen! Endlich erblickte ich einen Indianer, der am Ufer auf einem Felsen lag und schlief. Sein Gesicht gefiel mir, ich ging zu ihm und weckte ihn aus dem Schlafe.

„Was giebt's, Herr?“ fragte er aufstehend.

„Willst Du mir als Führer in der Wüste dienen?“ sagte ich.

„Ich will Euch führen,“ antwortete er; „recht gern, lieber Herr.“

„Wie viel willst Du für den Tag?“ fuhr ich fort.

Er verlangte für jeden Tag außer der Beköstigung etwa einen Thaler nach unserem Gelde.

„Gut!“ sagte ich; „hier hast Du Geld; eile und kaufe die nöthigen Lebensmittel dafür ein. Aber halt! sage mir erst, wie Du heißt.“

„Ich heiße Gombot; sie nennen mich aber Zombi.“

Die Indianer legen nämlich einander Spitznamen bei, welche sie immer den in jedem Menschen vorherrschenden Eigenschaften entlehnen. Ist Jemand sehr behend, so nennen sie ihn Zombi, was

so viel heißt, als Schatten, und diese Benennung bleibt ihm sein Leben lang. So hat jeder Indianer seinen Spitznamen.

Zombi kehrte bald mit einer mit Rum gefüllten Flasche und einem großen, aus Bambusrinde gefertigten Sack zurück, in welchem sich Schinken und Mehl befand, brachte sein kleines Boot ins Wasser, und wir schifften uns ein. Sein Boot war nichts anders, als ein ausgehöhlter Baumstamm, der zwei Personen faßte. Bei günstigem Winde durchschneiden diese kleinen Fahrzeuge das Wasser mit der Schnelligkeit des Windes.

Jeder Indianer hat sein Boot, welches gewöhnlich am Strande liegt; er bekümmert sich mitunter ganze Monate nicht darum, und findet es alsdann immer wieder auf demselben Platze, denn die Indianer Guianas kennen das Verbrechen des Diebstahls nicht.

Ich schiffte zum erstenmal in einer solchen Ruffchaale. Das Meer spielte auf schreckliche Weise mit dem gebrechlichen Fahrzeuge; ich hielt mich für verloren und glaubte jeden Augenblick, die Fluthen würden uns begraben.

„Nicht aufstehen!“ rief mir der Indianer zu, als ich Miene machte, mich aufzurichten.

Während der ganzen Ueberfahrt blieben wir unbeweglich, wie die Bildsäulen; ich wagte weder zu husten noch mich umzusehen, denn die geringste Bewegung hätte unsern Untergang herbeiführen können. Nachdem wir den Meerbusen von Cayenne durchschnitten hatten, befanden wir uns in der Wüste. Wir landeten; der Indianer zog einen kurzen Säbel aus seinem Gürtel und begann die Zweige von den Bäumen abzuschneiden, die uns den Weg versperrten, wobei er immer bedacht war, sie so hinzuwerfen, daß wir später den von uns gewählten Weg wieder finden konnten. Unser Marsch wurde oft durch hohes Bambusrohr, Gummibäume und Schlingpflanzen unterbrochen, zwischen denen sich nur mit Mühe ein Weg hindurchbahnen

ließ. Nicht selten sahen wir Bäume von mehr als sechzig Fuß im Umfang, deren Zweige sich zur Erde gebeugt, Wurzeln geschlagen und wiederum Nester getrieben hatten. Solche Bäume werden von den Indianern zu Wohnungen benutzt, und allerdings sind sie sehr bequem, denn man kann darin schlafen und Feuer anmachen.

Hat die Natur die Indianer mit gefährlichen Schlangen, mit reißenden Thieren und überhaupt mit Gefahren aller Art umgeben, so hat sie ihnen dagegen auch sehr feine Sinne verliehen, um diesen Gefahren zu entgehen. Wenn mein Führer Zweige fand, die von fremden Händen abgebrochen waren, so betrachtete er sie und sagte: „Diese sind von einem befreundeten Reisenden abgerissen, jene von einem Feinde, der uns Schaden kann.“ Wenn wir den Abdruck eines menschlichen Fußes entdeckten, so sagte er mir, ob er von einem Weißen, einem Indianer oder einem Neger hinterlassen sei. Alle Augenblicke legte er sich auf den Boden, um zu horchen; er hörte in einer unglaublichen Entfernung gehen, und unterschied den Tritt der Menschen von dem der Thiere.

Die beiden ersten Tage ging unsere Wanderung ohne alle Abenteuer von statten. An den kühlsten Orten hielten wir immer an, um unser Mahl einzunehmen; Zombi weichte dann Mehl ein und machte einen Teig daraus, der uns als Brot diente. Dies war unsere ganze Mahlzeit, und dazu tranken wir das laue Wasser, welches sich in den großen Blättern der Bäume gesammelt hatte. Nachts schliefen wir abwechselnd, so daß, wenn der Eine schlief, der Andere wachte. Da mir aber die scharfen Sinne meines Führers abgingen, so weckte ich ihn bei dem geringsten Geräusch, welches ich wahrnahm. Zombi horchte alsdann einen Augenblick auf, und wenn nichts zu besorgen war, so legte er sich hin und schlief wieder ein. Die Indianer brauchen nur den Kopf niederzulegen, und sogleich schlafen sie ein, wo es auch sein mag. Sie schlafen auf den Nesten

der Bäume, auf dem Erdboden, auf einem Steine, an dem Rande eines Abhangs, und das geringste Geräusch weckt sie auf. Wenn die Reihe des Schlafens an mir war, hatte ich die größte Mühe, um einzuschlafen; ich konnte nirgends eine erträgliche Lage finden; Alles drückte mich; bald stach mich hier eine Ameise, bald dort ein Moskito, bald kamen Vampire und strichen mit ihren langen Flügeln mir über das Gesicht.

Nichts ist so schön, als eine Nacht in der Wüste. Der Himmel ist gewöhnlich ganz rein und ohne das kleinste Wölkchen, und die Sterne werfen einen feenhaften Glanz herab. Die Vögel, welche während des Tages von der Sonne fast gebraten worden sind, fangen an zu singen, sobald sie die Kühlung des Abends empfinden. Der Kolibri, der Fliegenvogel, der Hocco, der Manadin, der prächtige Paradiesvogel, welchen die Wilden den Sonnenvogel nennen, der kleine und der große Pavagei führen ein wunderliches Concert auf, mit dem sich häufig das scharfe Gefreisch des Condors, der Hyäne der Lüfte, das Geheul des Jaguars und das Gebrüll des Büffels vermischt. Die Finsterniß wird erhellt durch den Glanz der Sterne und durch Schwärme von Feuerfliegen, die so groß sind, wie unsre Bienen und ein blendendes Licht verbreiten.

Gegen Mittag des dritten Tages hielten wir nicht weit von einer Quelle unsere einfache Mahlzeit, und mein Führer sprach der Rumflasche wacker zu, als wir einen Schwarm Vögel bei uns vorüberfliegen sahen. Mein Führer beobachtete ihren Flug, sprang dann plötzlich in die Höhe, machte die Nasenlöcher weit auf, um zu riechen, und legte sich dann auf die Erde um zu horchen. Ich betrachtete ihn mit Verwunderung und glaubte, der Rum wäre ihm zu Kopfe gestiegen, aber gleich darauf fing er an zu schreien: „Herr! Herr! die Jaguars kommen, ich höre sie!“ Und bei diesen Worten kletterte er mit der Leichtigkeit eines Affen auf einen Baum. Ich

brauche wohl nicht zu sagen, daß ich mich beeilte, seinem Beispiel zu folgen; aber der Schrecken und die Bestürzung hinderten mich am schnellen Aufsteigen, und ich machte manche vergebliche Anstrengungen, denn die Aeste standen mir im Wege oder brachen unter meinen Händen ab. Als ich etwa auf Manneshöhe den Baum erklettert hatte, stürzten die Jaguars herbei. Es waren ihrer vier. Anfangs liefen sie, ohne mich zu erblicken, auf einem freien Plage nicht weit von mir umher; aber bald entdeckte mich ihnen ein leises Geräusch. Sogleich sprangen sie heulend herbei, zeigten mir ihre aufgerissenen Rachen und beleckten mein an den Baumstamm gehaltenes Gewehr, an welchem sie das Del rochen.

„Herr, rührt Euch nicht!“ rief mir mein Indianer zu.

Als die Jaguars seine Stimme vernahmen, fingen sie an zu heulen, und drei derselben verließen meinen Baum und stellten sich unter denjenigen, auf dem sich Zombi befand. Der vierte aber blieb fortwährend unter mir und starrte mich, auf seinen Hinterpfoten sitzend, mit funkelnden Augen an. Ich schwebte in der entsetzlichsten Angst und wagte nicht mich zu rühren, denn bei der geringsten Bewegung, die ich machte, um weiter hinauf zu steigen, wäre das Thier wahrscheinlich an dem Baume in die Höhe gesprungen und hätte mich zerrissen. Eine halbe Stunde lang schwebte ich so zwischen Leben und Tod, und mit Entsetzen sah ich die scharfen Klauen, die mich zerreißen, und die gräßlichen Zähne, die mich zermalmen sollten. Der Gedanke, eines so schrecklichen Todes zu sterben, machte mich rasend; indessen rührte sich der Jaguar nicht.

Endlich erhob ich den Kopf, um zu sehen, wo der Indianer sei, und erblickte ihn auf dem höchsten Aste eines Baumes sitzend und ruhig abwartend, bis es seinen Wächtern gefallen würde, ihn in Frieden herabsteigen zu lassen.

„Zombi,“ rief ich ihm zu, „der Kopf schwindelt mir, die schrecklichen Augen des Thieres blenden mich, und ich werde ihm sogleich in die Klauen fallen, wenn Du nicht ein Mittel weißt, es zu entfernen.“

„So müssen wir einen Theil unserer Lebensmittel opfern,“ bemerkte der Indianer.

„Nur zu,“ entgegnete ich; „lieber will ich Hungers sterben, als gefressen werden.“

Die Indianer führen immer ein starkes Gift bei sich. Zombi steckte etwas davon in einige Stücke Schinken und warf sie den Jaguars hin. Diese fielen über das Fleisch her und verschlangen es.

„Gut!“ rief mir Zombi zu, „sie werden sogleich Erbrechen bekommen.“

Wir warteten lange Zeit, aber das Erbrechen wollte sich nicht einstellen.

„Dein Gift thut keine Wirkung,“ rief ich Zombi zu, „ich bin verloren!“

„Es sind wahre Teufel!“ entgegnete der Indianer.

Er nahm nun andere Stückchen Fleisch, verdoppelte die Dosis des Giftes, und warf sie den Thieren herunter. Sie verschlangen sie, wie die ersten; bald darauf bekamen sie Erbrechen und eilten rasch hinweg.

Der Indianer erhob ein Freudengeschrei, welches mich fast eben so erschreckte, wie vorher das Geheul des Jaguars.

„Jetzt wollen sie saufen,“ rief der Indianer, „und dann werden sie sterben.“

Bald darauf stiegen wir von unsern Bäumen herab und machten uns auf den Weg. Die Jaguars erschienen nicht wieder. Der übrige Theil unserer Wanderung war ruhig; wir trafen zwar mitunter auf große Heerden von Büffeln, auf große Eidechsen und

Klapperschlangen, aber alle diese Thiere flohen vor uns. Hatten wir aber von wilden Thieren nichts mehr zu fürchten, so fühlten wir jetzt einen gewaltigen Hunger in unseren Mägen, denn wir hatten, um die Jaguars los zu werden, den größten Theil unserer Lebensmittel opfern müssen, und der uns gebliebene Rest war bald aufgezehrt. Den Indianer kümmerte dies wenig; ihm war jedes Nahrungsmittel recht, und er kaute selbst Wurzeln und dünne Blätter. Mir aber wollte diese Kost nicht zusagen, und ich wußte kein Mittel, meinen Hunger zu stillen. Zum Glück erreichten wir endlich die Kolonie der weißen Königin.

Als wir aus dem Walde traten, erblickte ich ein großes, hölzernes Gebäude, das von riesenhaften Bäumen umgeben war. Wenn man unter diesen herrlichen Laubgewölben einherschritt, so glaubte man sich in einen der heiligen Haine versetzt, von denen unsere Vorfahren erzählen. Es herrschte eine heilige Stille, eine tiefe Ruhe. Jene Bäume von mehr als hundert Fuß Höhe machen einen erhabenen Eindruck; die verschiedenen Farben der Blätter geben ein reizendes Gemälde, und der großblättrige Epheu schlingt sich mit seinen scharlachrothen Blüthen von Zweig zu Zweig, und bildet freundliche Quirlanden um jene hundertjährigen Bäume. Als ich dieses Gehölz durchschritt, erwartete ich, eine Gottheit zu finden. Ich blieb jedoch nicht lange in dieser Täuschung, denn ich erblickte bald statt einer himmlischen Schönheit eine große, magere Frau von sechzig Jahren, mit einem blassen Gesicht, rothen Augen und runzlicher Stirn.

„Ist das die weiße Königin?“ fragte ich meinen Indianer.

„Sie ist's,“ antwortete er, „und zwar in ihrem ganzen Glanze.“

Die Könige geht beständig in ihrer Ordenstracht. Auf dem Kopfe trägt sie eine weiße Mütze, über welcher sich ein bis an die

Füße reichender Schleier befindet, und über ihren langen schwarzen Kleidern hängt ein hölzerner Rosenkranz.

Ich näherte mich ihr mit ehrerbietiger Miene; sie aber warf mir einen forschenden, mißtrauischen Blick zu, der bis in mein Innerstes zu dringen schien.

„Herr,“ sagte sie mit einem stolzen Tone, welcher sehr sonderbar gegen die christliche Demuth abstach, die sich in ihrer Kleidung ausdrückte, „was führt Sie in meine Kolonie?“

„Meine Liebe zu den Negern,“ antwortete ich. „Ich habe so viel von dem edlen Eifer sprechen hören, mit welchem Sie diese unglückliche Menschenklasse zu civilisiren suchen, daß ich es mir nicht habe versagen können, hierher zu kommen und Ihnen einen Besuch abzustatten.“

„Ich erlaube Ihnen,“ erwiederte sie mir kalt, „diese Gegend zu durchreisen.“ Mit diesen Worten begab sie sich wieder in ihre Wohnung.

Ich war über einen solchen Empfang entrüstet. Gern verzieh ich ihr das stolze Benehmen und die hochmüthigen Worte; sie wird von den Wilden wie eine Königin geehrt, und ein gewisser Stolz findet sich in dem besten Menschen; aber ihren Mangel an Gastfreundschaft konnte ich ihr nicht verzeihen. Sie mußte mir ansehen, daß ich ganz erschöpft und verhungert war, und sie, eine Schwester der Barmherzigkeit und Beherrscherin einer reichen Kolonie, bot mir kein Obdach an, ja nicht einmal ein Glas Wasser, um meinen Durst zu löschen, und keine Hand voll Mehl, um meinen Hunger zu stillen.

„Zombi,“ sagte ich zu meinem Führer, „das Nothwendigste ist jetzt, daß wir uns einige Lebensmittel verschaffen und etwas ausruhen; dann erst wollen wir uns in der Kolonie umsehen.“

„Herr,“ antwortete der Indianer, „wir wollen gehen und die Gastfreundschaft der entwichenen Neger aufsuchen, welche sich hier

ganz in der Nähe niedergelassen haben, wo sie jetzt als freie Männer leben.“

Der Indianer machte sich auf den Weg; ich folgte ihm, und wir gelangten bald vor eine Hütte. Der Neger, welcher sie bewohnte, hatte das Geräusch unserer Tritte vernommen; er kam uns entgegen und lud uns ein, bei ihm einzukehren. Er war stolz darauf, einen Weißen in seine Hütte aufnehmen zu können, und wußte nicht, was er Alles ersinnen sollte, um uns den Aufenthalt bei ihm so angenehm als möglich zu machen. Seine ganze Familie drängte sich um uns herum. Sogleich gab er einem seiner Kinder ein hölzernes Gefäß, um die Ziegen zu melken, die vor der Hütte weideten, und bald kam das Kind in vollem Laufe mit dem mit Milch gefüllten Gefäße zurück. Die Neger haben hierin, sowie in vielen anderen Dingen, eine außerordentliche Geschicklichkeit. Ich habe Schwarze gesehen, welche mit einem Glas voll Wasser auf dem Kopfe stundenweit laufen, ohne einen Tropfen davon zu vergießen. Mein Wirth gab mir jetzt einen Mehlkuchen, den ich in der Milch aufweichte, und der mir eine köstliche Mahlzeit gewährte. Als ich diese einfache Speise mit so vielem Appetit verzehrte, empfanden die guten Menschen eine Freude, die sich auf ihrem ganzen Gesichte zu erkennen gab. Ist es möglich, sagte ich mir, daß man solche einfache und freundliche Menschen wie Lastthiere gebrauchen kann! Was würde aus mir geworden sein, hätten diese Neger nicht mehr Menschlichkeit gezeigt, als die weiße Frau, die den Titel einer Schwester der Barmherzigkeit führt? Als mein Hunger gestillt war, bereitete man mir ein weiches Lager aus Thierhäuten, und nie habe ich so sanft geruht, wie hier.

Am andern Morgen nahm ich von meinem freundlichen Wirth Abschied, und kehrte zu der Kolonie der weißen Königin zurück. Ich will nun erzählen, wie diese Kolonie entstanden ist. Bekanntlich ist

der Sklavenhandel im Jahre 1829 abgeschafft worden; aber dieses schändliche Gewerbe ist in Amerika so eingewurzelt, daß es unmöglich ist, es ganz zu verhindern. Vor mehreren Jahren bemächtigte sich die französische Regierung einiger Sklavenschiffe, und nahm ihnen sechshundert Neger ab, welche an der Küste von Guiana verkauft werden sollten. Eine Schwester des Ordens des heiligen Joseph, eine Frau von Entschlossenheit und Thatkraft, welche sich durch einen der Regierung vorgelegten Erziehungsplan für die Negersklaven bekannt gemacht hatte, hörte von diesem glücklichen Fang, daß man ihr diese Neger überlassen möchte, und versprach, sie zu civilisiren. Die französische Regierung befand sich in großer Verlegenheit, was sie mit den Negern anfangen sollte. Sie ging daher auf diesen Vorschlag ein, und die wohlthätigen Frauen in Paris schickten der Nonne zur Einrichtung ihrer Kolonie eine bedeutende Summe Geldes. Die Nonne wählte sich in der Wüste von Guiana die angenehmste und fruchtbarste Gegend, und gründete daselbst eine Pflanzung, welcher sie mit vier oder fünf Schwestern desselben Ordens vorsteht.

Will man sich eine genaue Vorstellung von der Residenz der weißen Königin machen, so denke man sich ein, aus Holz erbauetes und mit kleinen Stücken Holz, statt der Ziegeln, bedecktes, großes viereckiges Haus. Dies ist der Palast der Königin. Rings umher stehen dreihundert kleine Häuschen, ebenfalls von Holz erbaut und mit Rohr gedeckt; dies sind die Wohnungen der Neger. Jedes dieser Häuschen besteht aus zwei Abtheilungen, und jede Abtheilung wird von einem Neger und seiner Familie bewohnt. Hat aber ein Neger mehrere Kinder, so nehmen die Eltern die eine, und die Kinder die andere Abtheilung ein.

Von Moral und Sittlichkeit ist unter diesen Negern keine Rede; ebenso wissen sie, obschon sie getauft sind, nur wenig von Religion.

Sie sind abergläubisch, wie alle Schwarzen; sie glauben an zwei höhere Wesen, ein gutes und ein schlechtes, einen Gott und einen Teufel, aber sie beten den Letzteren an, weil er böse und zu fürchten ist, und sie vernachlässigen Gott, weil er gut ist. Die weiße Königin bekümmert sich wenig um ihre moralische und religiöse Erziehung, sondern sie läßt sie in der größten Unwissenheit und in dem tiefsten Aberglauben. Die einzige geistige Beschäftigung der Neger besteht darin, daß sie Abends nach der Mahlzeit versammelt werden und ein Ave Maria hersagen müssen.

Fragt man nun nach dem Unterschied, welcher zwischen diesen freien Negern und den schwarzen Sklaven in den Kolonien besteht, so kenne ich nur den, daß die ersteren ein viel schlimmeres Loos haben, als die anderen. In den Kolonien erhält jeder Neger ein mit Hausgeräth versehenes Häuschen, einen kleinen Garten, Hühner und andere Hausthiere, während die Neger der weißen Königin dergleichen nicht bekommen. Wenn ein Kolonist die Hand über seinen Sklaven erhebt, so zieht er sie sogleich aus Furcht, den Werth desselben zu verringern, zurück, denn die Sklaven sind ein ansehnlicher Theil seines Vermögens. Will aber die weiße Königin ihre Neger züchtigen, so liegt ihr nichts daran, ob sie etwas mehr oder weniger werth sind; sie gehören nicht zu ihrem Eigenthum, sondern stehen nur unter ihrer Aufsicht.

Als ich die Kolonie durchmusterte, bemerkte ich drei ganz kleine Häuschen, deren Bestimmung ich mir nicht zu erklären vermochte. Ich näherte mich daher, um zu erforschen, ob es vielleicht der Aufenthalt von Hausthieren sei; aber wie wurde mir zu Muth, als ich Seufzer vernahm, und ganz deutlich eine klagende menschliche Stimme hörte! Ich erkundigte mich bei einem Neger und erfuhr, daß diese Gebäude Gefängnisse seien, in welche die grausame Nonne die widerpenstigen Sklaven einstecken läßt. Sie sind von Stein gebaut,

ganz dunkel, und haben zwei und einen halben Fuß Höhe und drei Fuß Länge. Der Unglückliche, welcher darin eingeschlossen wird, kann weder gerade stehen, noch ausgestreckt liegen, und er muß sich immer in einer zusammengekauerten Lage halten.

Ich verließ den Aufenthalt der weißen Königin, ohne von ihren christlichen Tugenden und von ihrem Einfluß auf die Erziehung der Neger sehr erbaut zu sein, und kehrte ohne weitere Abenteuer nach Cayenne zurück.